

Die Vielfalt als Chance.

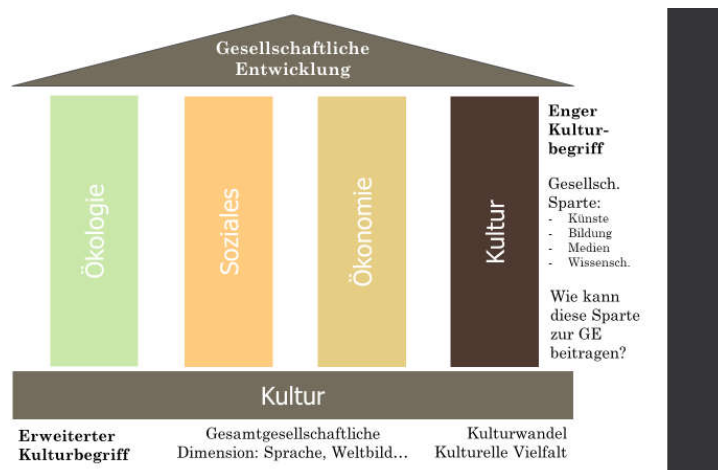
Zur Nachhaltigkeit von Kulturarbeit.

Ein Vortrag von Davide Brocchi, Köln

Das Thema meines Vortrags ist die „Vielfalt als Chance“ und die Nachhaltigkeit von Kulturarbeit. In meinem Vortrag geht es zuerst um die Frage, was Kultur ist und worin ihre gesellschaftliche Relevanz besteht. Im zweiten Teil fokussiere ich mich auf die Zusammenhänge zwischen kultureller Vielfalt und Nachhaltigkeit. Das Gegenteil von Vielfalt sind „Monokulturen“: Sie gefährden die Existenz nicht nur von Ökosystemen, sondern auch von sozialen Systemen. So wie die Biodiversität die Ökosysteme krisenresistenter macht, so macht die kulturelle Vielfalt unsere Gesellschaft resilienter. Dieses Prinzip wurde nicht nur von der sogenannten Kulturökologie anerkannt, sondern auch von der UNESCO im „Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ von 2005. Nachhaltigkeit steht auch das „Gute Leben“: Die Toleranz gegenüber der äußeren Buntheit ermöglicht die Entfaltung der inneren Buntheit – und umgekehrt. 2011 initiierte ich einen „Tag des guten Lebens“ in Köln, der seit 2013 einmal pro Jahr stattfindet. Dabei geht es auch darum, Räume für die Vielfalt und für die kreative Selbstentfaltung im eigenen Quartier zu schaffen. Im letzten Teil des Vortrags werde ich mich auf die kulturelle Praxis fokussieren.

1. Kultur

Wir sprechen ständig über „Kultur“, aber meinen wir damit auch das gleiche?
Nein, denn es kursieren mindestens zwei verschiedene Kulturbegriffe:



- **Der erste ist der enge Kulturbegriff:** „Kultur“ bezieht sich auf einen gesellschaftlichen Bereich *neben* den anderen, einen Dachbegriff für die Künste, oft wird auch die Bildung dazu gezählt, manchmal die Massenmedien und die Wissenschaft. In der Soziologie nennt man diesen Begriff „strukturfunktionalistisch“, wobei die Gesellschaft mit einem Organismus verglichen wird, in dem verschiedene Organe verschiedene Funktionen übernehmen und täglich ausüben – und zwar getrennt voneinander. Im Bezug auf die Soziokultur wird hier die Frage gestellt, welchen Beitrag dieser Bereich für die gesellschaftliche Entwicklung leisten kann, zum Beispiel für die Nachhaltigkeit oder die Integration.
- **Der zweite ist der erweiterte Kulturbegriff:** Hier geht es um die Kultur als Frage der Sprache, der Weltauffassungen, der Werteinstellungen... Diese Kultur steht nicht neben Politik, Ökonomie oder Ökologie, sondern sie ist transversal und geht durch die ganze Gesellschaft hindurch. Der erweiterte Kulturbegriff erinnert uns daran, dass es auch eine politische Kultur und eine Kultur in den Unternehmen gibt. Die Kultur ermöglicht die Kommunikation und übt einen enormen Einfluss auf unsere Entscheidungen aus, sowohl die bewussten als auch die unbewussten. Die Art und Weise, wie wir den Menschen, die Natur oder die Fremden wahrnehmen, „bestimmt“ die Art und Weise, wie wir damit umgehen. Die Klimakrise, die Krise der Demokratie oder die wachsende soziale Ungerechtigkeit haben kulturelle Ursachen – und wenn wir solche strukturellen Probleme überwinden wollen, dann brauchen wir einen Kulturwandel. Ein erweiterter Kulturbegriff umfasst auch das Spannungsfeld zwischen Leitkultur (im Extremfall Monokultur) und kultureller Vielfalt.

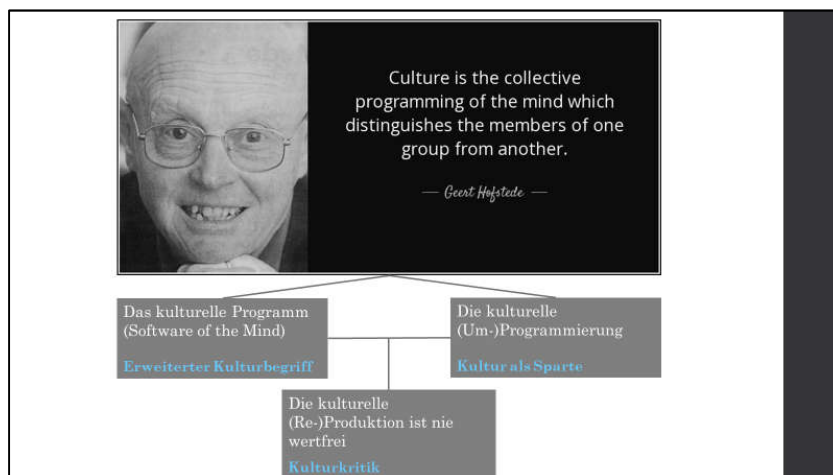
Warum ist die Distinktion zwischen diesen zwei Kulturbegriffen so wichtig? Weil wir hier zum Beispiel eine Erklärung für die politische Unterschätzung von Kulturarbeit im Vergleich zu ihrer eigentlichen gesellschaftlichen Bedeutung finden.

1) Die kulturpolitische Debatte bezieht sich vor allem auf den engen Kulturbegriff, auf die Kultur als gesellschaftlichen Bereich neben den anderen. Diese Kultur muss ständig um die eigene Existenz und Berechtigung kämpfen, ist nicht wirklich autonom und frei, lässt sich hingegen leicht funktionalisieren: für den Kommerz, die Unterhaltungsindustrie, als Marketingmaßnahme für den Wirtschaftsstandort, als Geldanlage oder als Statussymbol. Diese reduzierte, fast abwertende Auffassung von Kultur ist jedoch ein Paradox, denn sie wird ihrer eigentlichen gesellschaftlichen Relevanz kaum gerecht. Kultur findet nämlich nicht nur in Museen und Theatern statt, sondern überall: In den Unternehmen, in den Büros der Ministerien, in den Supermärkten und auf den Straßen. Vor allem diese Kultur, die überall stattfindet, ist für die gesellschaftliche Entwicklung bzw. für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft besonders relevant. Die Kulturpolitik benötigt deshalb einen Paradigmenwechsel: In ihrem Zentrum sollte nicht mehr der enge Kulturbegriff stehen, sondern der erweiterte, denn erst er macht die eigentliche Relevanz von Kultur bewusst.

Kultur sollte als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden werden. Kultur ist der Bauplan unserer Gesellschaft.

Bedeutet dies, dass die klassische Kultur als Sparte (die bildenden Künste, die Musik oder die Literatur) doch eine marginale Rolle für die gesellschaftliche Entwicklung spielt? Nein, im Gegenteil trägt sie eine große Verantwortung. Warum es so ist, werde ich nun erklären.

Der niederländische Psychologe und Kulturwissenschaftler Geert Hofstede definiert Kultur als die „Art und Weise, wie Menschen in einer Gruppe mental programmiert werden“.



Quelle: Eigene Darstellung

Die Metapher von Hofstede hilft uns, die zwei Kulturbegriffe miteinander zu verbinden: Wenn die transversale, querliegende Ebene *das kollektive mentale Programm* darstellt (die „Software of the mind“), dann findet *die mentale Programmierung* vor allem in jenen Institutionen statt, die zur Kultur als Sparte gehören. Wir werden durch Schulen und Hochschulen, Massenmedien, Wissenschaftsinstitutionen, aber natürlich auch durch Künste mental programmiert oder umprogrammiert. Dies hat eine wichtige Konsequenz: Kunstwerke, Werbung oder Fernsehprogramme sind **nie** wertfrei, sondern vermitteln **immer** ein „mentales Programm“ – und dienen dadurch auch einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklung, die gut oder weniger gut sein kann.

Darin liegt eben ihre Verantwortung:

- Welche Weltbilder transportieren heute die Künste?
- Zu welcher gesellschaftlichen Entwicklung tragen sie bei – oder zu welcher wollen sie beitragen?

Der Kulturwandel, den Nachhaltigkeit, die soziale Integration oder eine Stärkung der Demokratie brauchen, kann aus den Künsten ausgehen und auch durch sie enorm gefördert werden.

2) Das Kulturverständnis ist auch in Bezug auf die Frage der kulturellen Vielfalt sehr wichtig – und zu dieser Frage weist die Kulturpolitik oft ein ambivalentes Verhältnis auf.

Paul Watzlawick hat uns gelehrt, dass die menschliche Kommunikation zwei Ebenen hat: die Sachebene (WAS man sagt) und die Beziehungsebene (WIE man es sagt). Die Beziehungsebene ist besonders relevant in der Kommunikation, weil sich auf dieser Ebene zeigt, wie man wirklich zueinander steht.

Ich habe manchmal den Eindruck, dass die Kulturpolitik die Bedeutung der kulturellen Vielfalt auf der Sachebene betont, um sie auf der Beziehungsebene zu negieren. Denn auf der Beziehungsebene dominiert immer noch eine Perspektive „von oben herab“ – die Perspektive einer Hochkultur oder Leitkultur, die Andersartigkeit entsprechend als „Mangel an Kultur“ abwertet. Nur beim engen Kulturbegriff gibt es nämlich Menschen, die „eine Kultur haben“ und andere, die als „Kulturalphabeten“ betrachtet werden. Nur aus dieser einseitigen Perspektive sind Migranten, Afrikaner, Kleinbauern oder Arbeitslose „ungebildete“ Menschen, die *zuerst* „ästhetische Bildung“ (u.a.) benötigen. Das erweiterte Kulturverständnis erkennt hingegen auch Kulturen als solche, die von unserer abweichen. Jeder Mensch hat eine Kultur. Es gibt keine entwickelte und unterentwickelte Kultur sowie keine zivilisierten und unzivilisierten Menschen, sondern nur eine Vielfalt von Kulturen, die voneinander lernen können. Aus dieser Perspektive sind Flüchtlinge oder Afrikaner keine Kulturalphabeten, sondern Botschafter anderer Realitäten, Perspektiven und Wissen – Menschen, die eine enorm lehrreiche Lebensgeschichte erzählen können. Der Fremde ist kein Objekt, kein Synonym von „Gefahr“, sondern selbst ein Subjekt, von dem wir unglaublich viel lernen können.

Die kulturellen Hierarchien, die die Grundlage der uniformierenden Modernisierung und Globalisierung bilden, sind nicht die Lösung der ökologischen oder der sozialen Krisen, sondern auch eine wesentliche Ursache, denn sie tragen zur Spaltung statt zur Integration bei. Heute brauchen wir eine kritische Auseinandersetzung mit einem tief liegenden Ethnozentrismus, der die eigene Kultur zum Maß aller Dinge macht, sowie eine Wertschätzung der Andersartigkeit: Sie sollte nicht nur auf der Sachebene ausgedrückt werden, sondern auch auf der Beziehungsebene der Kommunikation – denn Andersartigkeit steckt auch in jedem von uns.

2. Nachhaltigkeit

Kultur spielt in der gesellschaftlichen Entwicklung eine sehr wichtige Rolle. Und wenn wir heute über gesellschaftliche Entwicklung sprechen, dann kommen wir am Begriff der Nachhaltigkeit nicht vorbei, denn davon hängt nichts weniger als unser Überleben sowie die Frage eines friedlichen Zusammenlebens ab. Wenn Fragen eine existentielle Bedeutung für die ganze Gesellschaft haben, dann sollten sie eine existentielle Bedeutung auch für die

Kultureinrichtungen, die Kulturschaffenden und -vermittler haben.

Nur wer sich mit Nachhaltigkeit auseinandersetzt, hat eine Zukunft – und das gilt auch für den Kulturbereich. Der Nachhaltigkeitsbegriff wird heute so missbraucht, dass er fast beliebig und austauschbar geworden ist. Deshalb ist auch hier eine klare Definition wichtig.

Wenn ich den Begriff Nachhaltigkeit verwende, dann geht es mir um zwei grundlegende Fragen: Zuerst um die Frage des Umgangs mit Krisen, zweitens um die Frage des „Guten Lebens“. Im ersten Fall geht es um die Nachhaltigkeit als *Notwendigkeit*, im zweiten Fall um die Nachhaltigkeit als *Chance*. Anhand dieser doppelten Definition von Nachhaltigkeit, möchte ich nun die hohe Bedeutung von Kultur und Vielfalt darlegen. Ich beginne mit der ersten Definition.

2.1 Vielfalt in der Krise

Wir leben in einer Zeit der „multiplen Krise“ (Ulrich Brand, 2009): Klimakrise, Finanzkrise, Krise der Demokratie, Flüchtlingskrise...

Und Nachhaltigkeit ist ursprünglich ein „Kind der Krise“ (Günther Bachmann). Der Begriff entstand nämlich in der Forstwirtschaft als Reaktion auf die erste große Rohstoffkrise, die Europa im 17. Jahrhundert traf. Aus dieser Perspektive bedeutet Nachhaltigkeit die Kompetenz, Krisen zu handhaben, vorzubeugen oder erfolgreich zu überwinden – die Krisen als Chance zu nutzen. In diesem Sinne ist Nachhaltigkeit ein Synonym von *Resilienz*, das heißt von Krisenresistenz und Widerstandsfähigkeit.

Welche Rolle spielen dabei Kultur und Vielfalt? Welche Rolle spielt Kultur in einer Zeit der „Multiplen Krise“? Auf jeden Fall eine sehr wichtige, hier kann ich nur ein paar Gründe dafür auflisten...

In seinem Buch „Science and Sanity“ von 1933 beschreibt der polnisch-amerikanische Linguist Alfred Korzybski die mentalen Muster, die unsere Wahrnehmung und Verhalten bestimmen, als „mentale Landkarte“. Seine These war, dass psychische Krisen oder Störungen immer dann entstehen, wenn innere Glaubenssätze von der Realität systematisch abweichen. Sein Therapieansatz ist deshalb ein „neurolinguistisches Training“, das heißt eine neurolinguistische Umprogrammierung der „mentalen Landkarte“. Korzybski ist heute als Vorreiter der „Neuro-Linguistischen Programmierung“ (NLP) bekannt. Wir könnten seine Theorie auch auf die ökologischen oder die sozialen Krisen übertragen.

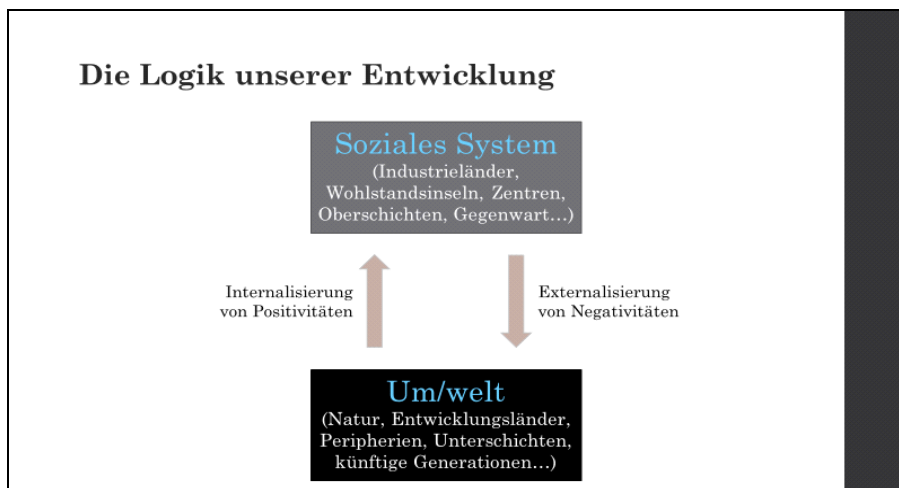
Warum brauchen die Menschen „mentale Landkarten“? Weil sie zwar intelligent, jedoch kognitiv begrenzt sind. Die Komplexität überfordert uns, wir können sie als Ganzes nicht begreifen, deshalb sind wir auf „mentale Landkarten“ angewiesen, um uns in einer komplexen dynamischen Umwelt zu orientieren und unsere Handlungen miteinander zu koordinieren. Nichts würde funktionieren in unserer Gesellschaft ohne gemeinsame „mentale Landkarten“. Die Erziehung

und die Sozialisierung dienen dazu, dass wir eine kollektive „mentale Landkarte“ verinnerlichen, die uns ermöglicht, Teil einer Gemeinschaft zu sein.

Worin besteht das Problem? Wir orientieren unsere Wahrnehmung und unser Verhalten an der „mentalen Landkarte“ so, als ob sie das Gebiet wäre, als ob sie universell wäre – und übersehen dabei ständig, dass „die Landkarte nicht das Gebiet ist“. Die Gleichsetzung unserer Glaubenssätze mit der Wirklichkeit ist eine zentrale Quelle ökologischer und sozialer Krisen, denn genau dadurch riskieren wir uns zu verfahren. Unsere Gesellschaft hält sogar dann an falschen Glaubenssätzen fest, an alten Wirtschaftsmodellen, wenn diese uns zu verheerenden Finanzkrisen führen und für wachsende soziale Polarisierungen sorgen – das ist extrem gefährlich!

Zwei weitere Beispiele...

Ein zentraler Glaubenssatz unserer Gesellschaft heißt „Wachstum, Wachstum, Wachstum“. Es gibt keine Partei im Bundestag, die dieses Dogma infrage stellt, die meisten von uns glauben inzwischen, dass Wachstum ein zentrales gesellschaftliches Bedürfnis sei. Dabei handeln wir nicht nur so, als ob die Tragfähigkeit unseres Planeten unbegrenzt wäre, sondern auch so als ob es in der Natur doch „Freibier“ gäbe, als ob Wachstum deutlich mehr Erträge als Kosten erziele. Das ist die „mentale Landkarte“, die heute dominiert. Vieles spricht dafür, dass die Realität ganz anders ist – und das hat vor allem mit der eigentlichen Logik unseres Entwicklungsmodells zu tun:



Quelle: Eigene Darstellung

Das soziale System ist das, was wir aus unserer Perspektive als vertraut, sicher und geordnet empfinden. Die Umwelt ist das, was drumherum ist (wie das Wort „Um/welt“ eben sagt), aus unserer Perspektive das Unbekannte, das nicht-geordnete, das nicht-vertraute.

„Positivitäten“ und „Negativitäten“ sind Begriffe aus der Entwicklungssoziologie. „Positivitäten“ sind zum Beispiel Rohstoffe, Metalle, Erdöl, Holz... aber auch Nahrungsmittel oder Profit.

„Negativitäten“ sind die Kosten der Entwicklung. Es geht hier um Abfälle, Umweltverschmutzung, aber auch um Armut und soziale Konflikte.

Was ist die Logik also unserer Entwicklung? Das System sichert seinen Wohlstand und die Selbstreproduktion seiner Ordnung, indem es Positivitäten internalisiert und Negativitäten externalisiert – und dies seit Jahrhunderten: Der Prozess, der mit der Kolonisierung und der Industrialisierung begann, wurde mit der Modernisierung und der Globalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg fortgeführt. Der Logik dieser Entwicklung fallen die ökologische, die soziale Umwelt sowie die künftigen Generationen gleichermaßen zum Opfer. Auch unsere *innere* Umwelt leidet unter dem ständigen Druck, wie die Häufung von Diagnosen wie Depression oder Burnout zeigt.

Jedes Mal, wenn unsere Regierung uns weiß machen möchte, dass wir noch mehr Wirtschaftswachstum brauchen, dass wir noch mehr Überfluss brauchen, obwohl wir schon längst mehr als genug haben, dann bedeutet dieser Aufruf, dass die Natur, andere Menschen und unsere Kinder einen noch höheren Preis für unseren Wohlstand zahlen müssen. Denn „in der Natur gibt es kein Freibier“, so ein wichtiges Gesetz der Ökologie nach dem amerikanischen Biologen Barry Commoner (1971). Jedes Wirtschaftswachstum schafft eine ökologische, ökonomische und soziale Rechnung, die woanders oder irgendwann beglichen werden muss. Wir leben gerade in einer Illusionsblase, die irgendwann implodieren wird. Es sollte uns eigentlich nicht wundern, dass immer mehr Menschen aus der sozialen Umwelt fliehen und zu uns möchten. Für viele von ihnen begann das Elend oft mit der Zerstörung ihrer eigenen Kultur, ihrer Subsistenzwirtschaft, durch die Verbreitung unserer Monokulturen. Doch die reichen Länder haben nun eine Mauer gezogen (zwischen USA und Mexiko, Europa und Afrika...), weil sie die Logik, die die Flüchtlingsströme verursacht, nicht wirklich infrage stellen wollen. Wenn wir unseren Konsum reduzieren und aus den fossilen Energieträgern aussteigen würden, würde dies für viele andere Menschen weltweit und für unsere Kinder ein besseres Leben bedeuten, zum Beispiel gäbe es keine Kriege mehr ums Öl.

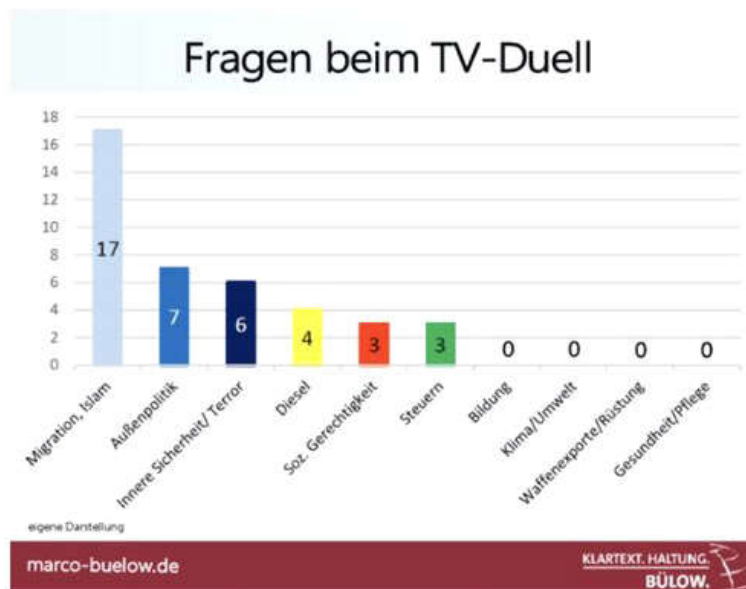
Das zweite Beispiel betrifft die Partei, die in Deutschland für noch höhere Mauern plädiert. Das politische Programm der AfD zeichnet sich durch eine Kultur des Misstrauens gegenüber den Fremden – und diese Kultur hat in unserem Kulturkreis Tradition. Die AfD hat bei der letzten Bundestagswahl ausgerechnet dort am meisten Stimmen erhalten, wo der Ausländeranteil am niedrigsten ist.

Mentale Landkarte = Wahlergebnisse AfD	Gebiet = Ausländeranteil (2015)
Sachsen: 27,0 %	Sachsen: 3,9 %
NRW: 9,4 %	NRW: 11,8 %
SW: 8,2 %	SW: 6,3 %

Auch hier haben wir mit einem Verhalten zu tun, das auf falschen Glaubenssätzen und nicht unbedingt auf Tatsachen basiert. Das größere Problem ist, dass solche Glaubenssätze inzwischen auch unsere Innenpolitik und Außenpolitik stark beeinflussen – und nicht nur sie, wie die folgende Grafik zeigt.

TV-Duell: Beeindruckend Einseitig

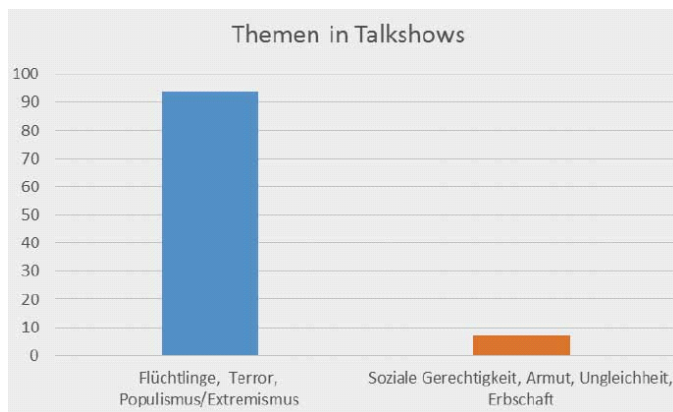
5. September 2017 in Highlights, Pressemitteilungen



Marco Bülow ist ein kritischer Abgeordneter der SPD. Beim Kanzlerduell Merkel/Schulz im September 2017 hat er sich die Mühe gemacht, die Fragen der Fernsehmoderatoren nach Themen zu kategorisieren.

Nicht nur für die Wähler der AfD, sondern auch erfolgreiche Journalisten, die Karriere bei den wichtigsten Sendern gemacht haben, verleihen den Themen „Migration, Islam, Innere Sicherheit, Terror“ eine sehr hohe Relevanz. Problematisch ist, dass kulturelle Vielfalt vor allem dann zum medialen Thema wird, wenn Konflikte und Terroranschläge auftreten. Das ist, was die Massenmedien täglich den vielen Zuschauern vermitteln. Wenn sich die Relevanz der Themen durch die Zahl der Toten und die Zerstörung messen lassen würde, dann müssten wir uns die Frage stellen, warum gab es gar keine Fragen zum Thema Klimawandel und zu den Waffenexporten?

War der Kanzlerduell vielleicht ein Einzelfall? Marco Bülow hat im März 2017 200 Talkshow-Sendungen miteinander verglichen. Das Ergebnis spricht für sich:



Quelle: marco-buelow.de, 2017

Was wäre, wenn heute die Massenmedien und die Politik Themen wie Klimawandel, soziale Gerechtigkeit und Waffenexporte die Priorität einräumen würden, die sie gerade dem Thema „Flüchtlingen, Islam, Terror“ einräumen?

Wenn sich politische Entscheidungen an „mentalen Landkarten“ orientieren, dann bestimmt die Kultur auch, wohin die meisten Ressourcen einer Gesellschaft einfließen und welche Bereiche hingegen unter einer künstlichen Knappheit leiden müssen.

Was sind die Lehren, die wir aus diesen Beispielen ziehen können, in Bezug auf eine nachhaltige Kulturarbeit?

- Da wo Menschen unter sich bleiben, findet eine bloße Selbstreproduktion der „mentalen Landkarte“ statt, eine ungesunde „kulturelle Inzucht“ sozusagen. Das gilt für alle Gruppen: für AfD-Wähler, Politiker, Wirtschaftsexperten, Journalisten oder Künstler. Durch die soziale Homologation und Entmischung lässt das Bewusstsein nach, dass „die mentale Landkarte nicht das Gebiet ist“. Soziale Systeme, die unter Derealisierung leiden, leben jedoch so gefährlich wie Spezies, die sich veränderten Umweltbedingungen nicht anpassen können.
- Die ständige Interaktion und die Auseinandersetzung mit dem Fremden, der Blick über den Tellerrand, ist der Königsweg zu jener „kulturellen Evolution“, die soziale Systeme benötigen, um nachhaltig und krisenresistent zu sein. Da wo Menschen mit dem Fremden interagieren, werden die „mentalen Landkarten“ angepasst und das Fremde ist nicht mehr fremd: Die AfD hat dort am wenigsten Stimmen bekommen, wo die meisten Migranten leben. Eine nachhaltige Kulturarbeit muss dem Prinzip „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ entgegenwirken, als Brückenbauer wirken, die sichtbaren und unsichtbaren Mauern durchlöchern und eine ständige Vermischung mit dem Fremden fördern. Die persönliche Begegnung spielt beim Abbau von Vorurteilen eine zentrale Rolle.

- Der Dialog mit dem Fremden führt zu einem Perspektivenwechsel und dadurch zu einer Erweiterung der Wahrnehmungshorizonte. Je breiter die Wahrnehmungshorizonte einer Gesellschaft sind, desto nachhaltiger sind ihre Entscheidungen. Die Voraussetzung für den Dialog und den Perspektivenwechsel ist jedoch das Bewusstsein, dass die eigene „mentale Landkarte nicht das Gebiet ist“.
- Jede kulturelle Perspektive hat eine Eigenberechtigung. Weil es keine universellen „mentalen Landkarten“ gibt, ist die Selbstüberschätzung einer Kultur, die in Begriffen wie Hochkultur, Leitkultur innenwohnt, eine Hemmnis für die kulturelle Evolution. Wie berechtigt ist, dass sich ausgerechnet die Kultur, die Auschwitz, die Atombombe und eine noch nie dagewesene Umweltzerstörung zustande gebracht hat, den Status von Hochkultur oder Leitkultur für sich beansprucht?
- Die Beispiele haben es gezeigt: Entscheidend für die Frage der Nachhaltigkeit ist nicht, ob man eine Bildung hat oder nicht. Auch Topjournalisten können ein merkwürdiges Weltbild vertreten, während die sogenannten „bildungsfernen Milieus“ ein Wissen über den wahren Zustand unserer Gesellschaft haben können, das leider kaum Zugang in die Universitäten oder in die Massenmedien findet. Die Qualität der Bildung ist für die Frage der Nachhaltigkeit mindestens genauso entscheidend wie die Quantität.

Vom gleichen „Gebiet“ gibt es verschiedene „mentale Landkarten“ – jede Kultur hat zum Beispiel ein anderes Bild von der Natur oder vom Menschen oder von der Art und Weise, wie man wirtschaftet und mit den Ressourcen umgeht. Arme und wohlhabende Menschen, Migranten und Einheimische, Kinder und Erwachsene haben verschiedene „mentale Landkarten“ derselben Stadt. Jede mentale Landkarte ist eine Reduktion von Komplexität, sie hebt bestimmte Aspekte der Realität hervor und stellt andere in den Schatten. Jede Landkarte enthält Informationen, die eine andere nicht hat.

Wenn ich ein neues Gebiet erforsche oder eine Entscheidung treffen möchte, habe ich zwei Möglichkeiten:

- a) Die effizientere, die am wenigsten Zeit und Ressourcen benötigt, ist diese Option: Ich beziehe mich nur auf eine „mentale Landkarte“, die vertraute, die gewöhnliche oder die vorgegebene Landkarte. Der Nachteil dieser Option: nicht unbedingt effektiv, Informationsverlust, Fehler und Konflikte sind wahrscheinlicher, Fokussierung auf Landkarte und nicht aufs Gebiet.
- b) Nachhaltig ist eher eine zweite Option: Ich kann verschiedene „mentale Landkarten“ übereinanderlegen, abgleichen... Damit sinkt die Gefahr, sich auf dem Gebiet zu verlaufen und in Sackgassen zu geraten. Doch diese Option ist auch eine Herausforderung, denn sie ist nicht unbedingt effizient und benötigt mehr Ressourcen, oft deutlich mehr Zeit.

In einer Gesellschaft, die auf Effizienz und Beschleunigung setzt, hat es Vielfalt deshalb besonders schwer. Diese Strategie klappt eher in kleinen Gruppen und in überschaubaren Räumen als in großen. Das ist ein Grund, um im Lokalen, in den Straßen und in den Quartieren, damit anzufangen, um sich nicht zu überfordern.

Bevor ich zum Guten Leben komme, möchte ich ein paar Sätze der folgenden Frage widmen: Wie kann es sein, dass Menschen lieber an falschen Glaubenssätzen festhalten, selbst wenn sie erfahren, dass diese falsch sind? Wie kann es sein, dass wir weiter so viel fliegen und Auto fahren, dass wir so viel konsumieren, obwohl wir wissen, dass wir damit unseren eigenen Kindern eine katastrophale Zukunft bescheren? Warum rauchen Menschen weiter, obwohl sie jeden Tag mit der Information konfrontiert werden, dass sie sich damit das Leben deutlich verkürzen? Die Wirklichkeit scheint oft dem Prinzip zu widersprechen, dass „Wissen gleich Ethik“ ist. Die Information ist keine ausreichende Voraussetzung für ein „gutes“ Verhalten. Warum ist es so? Die Antwort finden wir im sogenannten Eisberg der Psychologie, ein Modell, das uns deutlich macht, welche Faktoren unser Verhalten beeinflussen. Zum großen Teil wird unser Verhalten durch Emotionen und Gefühle bestimmt, nur zum kleinen Teil durch die Vernunft. Die falschen Glaubenssätze verinnerlichen wir durch unsere lange Erziehung und sie liegen sehr sehr tief, sie sind uns selbst selten bewusst. Die traurige Nachricht ist also, dass wir die Ziele der Nachhaltigkeit oder eine stärkere Integration wahrscheinlich nie erreichen werden, indem wir nur an die Vernunft appellieren. Das Potential von Kulturarbeit und Künste ist, dass auf der bewussten und auf der unbewussten Ebene agieren, während die Naturwissenschaften und die moderne Ökonomie (s. Homo Oeconomicus) die bewussten Faktoren überschätzen.

2.2 Vielfalt und Gutes Leben

Während im Mittelpunkt der ersten grundlegenden Definition von Nachhaltigkeit Krise und Resilienz (Widerstandsfähigkeit) stehen, bildet das Gute Leben den Kern der zweiten Definition von Nachhaltigkeit. Es geht hier um Fragen wie: In was für einer Stadt wollen wir leben? Wie wollen wir gemeinsam leben? Wie wollen wir arbeiten? Machen uns das ständige Wachstum und die ständige Beschleunigung wirklich glücklich oder sind manche Alternativen doch lebenswerter?

Diese Fragen werden in der Wirtschaft nicht gestellt - und in der Politik auch nicht mehr. Die Politik verkommt leider mehr und mehr zur Verwaltung, oft eine Verwaltung der Knappheit. Deshalb sehe ich im Kulturbereich (soziokulturelle Zentren, Theater, Museen, Hochschulen, Kulturämter...) den idealen Raum für eine gesellschaftliche Reflexion unserer Lebensweise von unten - sprich mit Bürgerbeteiligung -, aus der sich kreative Prozesse entfalten können. Daran sollten wir auch Menschen aus anderen Kulturen und Subkulturen beteiligen, denn das Lernpotential ist dort am höchsten, wo der kulturelle Unterschied am größten ist.

Was ist ein „Gutes Leben“? Von der Kolonisierung bis zur Globalisierung haben wir eine Vielzahl lokaler Kulturen zerstört und ihnen beigebracht, wie man zu leben und zu wirtschaften hat. Lange haben wir selbst Amerika als Vorbild der Entwicklung betrachtet – und den Massenkonsum als höchstes erstrebenswertes Stadium verfolgt (vgl. W. W. Rostow 1960). Als unterentwickelt und rückständig gilt hingegen, wer sich selbst ernährt, kein Auto fährt und Mozart nicht kennt. In Wahrheit können wir aus anderen Kulturen sehr viel lernen, zum Beispiel über die Frage des „Guten Lebens“. Das ist auch der Sinn des „Tags des guten Lebens“ in Köln, die Lernperspektive einmal umzudrehen: Was kann der Norden vom Süden lernen?

Während in den westlichen Ländern die Qualität der Regierungspolitik allein mit dem Bruttonationalprodukt gemessen wird (das heißt sie ist gut, wenn sie für mehr Wirtschaftswachstum sorgt), folgen Länder wie Bhutan, Ecuador und Bolivien anderen Wohlstandsmodellen.¹ In Bhutan wird die Qualität der Regierungspolitik anhand des Wohlbefindens der Menschen beurteilt, durch Bruttonationalglück statt Bruttonationalprodukt. In Bolivien und Ecuador ist das Leitbild „Buen Vivir“ (zu Deutsch „Gutes Leben“) in der Verfassung verankert und zum fundamentalen Staatsziel deklariert worden. Das „Buen Vivir“ ist keine Theorie, sondern die Art und Weise wie Indianer im Amazonas-Gebiet seit Jahrhunderten tatsächlich leben.

Hier ein Vergleich zwischen dem westlichen Wohlstandsmodell und dem Buen Vivir:

	Westliches Wohlstandsmodell	Buen Vivir / Sumak kawsay (indigene Völker in Lateinamerika)
<i>Hauptziel</i>	Wirtschaftswachstum	Gleichgewicht
<i>Vorbild</i>	Maschine	Natur / Menschlichkeit
<i>Umgang mit Zeit</i>	Beschleunigung	Bio-Rhythmus
<i>Naturbild</i>	Natur als Rohstofflager, Deponie oder Freizeitpark	Mutter Natur, Pacha mama
<i>Beziehungen</i>	Wettbewerb und soziale Ungleichheit (man vergleicht sich ständig miteinander)	Solidarität (Zusammenhalt) und gegenseitiger Respekt
<i>Werte</i>	Priorisierung der materiellen Werte (u.a. Eigentum, Massenkonsum)	Priorisierung der immateriellen Werte (u.a. Spiritualität, Qualität der Beziehungen)

Quelle: Eigene Darstellung.

Es gibt auch im Westen eine Tradition des „Guten Lebens“, damit hatten sich schon Platon und Aristoteles beschäftigt. Gerade in einem Kontext des Massenkonsums und der materiellen

¹ Es geht hier nicht darum, andere Kulturen und Länder zu idealisieren - unsere „Monokultur“ durch eine andere zu ersetzen. Jede Kultur hat eigene Grenzen (z.B. Bhutan ist ein autoritärer Staat), doch die kulturelle Vielfalt sowie die sozialen Experimente in der Nische sind fundamental für eine gesellschaftliche Entwicklung als Lernprozess (= kulturelle Evolution). Es geht auch darum, kulturelle Hierarchien zu hinterfragen, die eine Selbstbestimmung der Indigenen Völker oder Freiräume für alternative Lebensweisen in den Städten verhindern.

Verstopfung der Lebensstile, hat das Gute Leben sehr viel mit der Frage der Suffizienz zu tun: wie viel ist genug?

Wolfgang Sachs (1993) vom Wuppertal Institut würde den Weg zum Guten Leben anhand von vier „E“s definieren: Entschleunigung (Zeitwohlstand), Entflechtung (Regionalisierung und Raumwohlstand), Entrümpelung (sich von der Last des Besitzes befreien), Entkommerzialisierung. Statt „Schneller“, „globaler“, „mehr“, „kommerzieller“ brauchen wir heute ein „Langsamer“, „Näher“, „Weniger“ und „Persönlicher“.

Diese Vorstellungen vom Guten Leben sind nicht nur Theorie, denn auch die Statistik der Vereinten Nationen bestätigt, dass das Wohlbefinden der Menschen dort am höchsten ist, wo Großzügigkeit, Solidarität, Selbstbestimmung und Vertrauen in Regierung und Behörden herrschen

UN-World Happiness Report 2017

		BNP pro Kopf
1.	Norwegen	1.616
2.	Dänemark	1.482
3.	Island	1.481
4.	Schweiz	1.565
5.	Finnland	1.444
6.	Niederlande	1.504
12.	Costa Rica	1.110
16.	Deutschland	1.488

Entscheidende Glücksfaktoren:

- Großzügigkeit
- Solidarität
- Selbstbestimmung
- Vertrauen in Regierung und Behörden

Nun ist die Frage, warum sich unsere Politik, Ökonomie und Stadtentwicklung trotzdem an einer anderen „mental Landkarte“ orientieren, obwohl sie nicht unbedingt den Menschen dient.

Ich habe am Anfang meines Vortrags gesagt, dass wir einen erweiterten Kulturbegriff benötigen. Dieser Schritt wäre wichtig auch um weitere Künste aufzuwerten, die zur Lebensqualität dienen. Auf dem Land in Italien produziert mein Vater den eigenen Wein selbst, mit einer großen Leidenschaft, als ob er ein Kunstwerk wäre, weil dieser Wein für die eigene Familie und für die Gäste ist. Der größte Lohn ist für ihn nicht Profit, sondern der Genuss, das Schenken und die Wertschätzung durch die Gemeinschaft.

Warum nicht auch solche Künste, die so sehr mit dem Territorium verbunden sind und den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern, anerkennen, für das gute Leben? Das wäre auch im Sinne des etymologischen Ursprungs des Kulturbegriffs, denn im lateinischen *cultura* waren die Pflege des Ackers und die Pflege der geistigen Güter (der Kult) verbunden und nicht getrennt.

Soziokulturelle Zentren oder Theater sollten nicht nur das Globale ins Lokale bringen. Auch in Deutschland werden lokale Kulturen nämlich verdrängt oder gar zerstört; auch innerhalb Deutschlands gibt es eine bedrohte kulturelle Vielfalt, die selbst zum regionalen ökologischen

Gleichgewicht gehört. Die traditionellen Winzer oder Handwerker aus der Region können als Kulturschaffende und Kulturvermittler betrachtet werden.

3. Praxis

Nun komme ich zum letzten Teil des Vortrags, zur Praxis. Ich bin der Meinung, dass die Transformation in Richtung Nachhaltigkeit sowie der Dialog in der Vielfalt im Lokalen beginnen sollte, vor der eigenen Haustür. Mindestens zwei Gründe sprechen dafür.

1) Vertrauen als zentrale Dimension.

Wir leben in einer Zeit, in der sich die Kultur des Misstrauens international immer stärker verbreitet, ein Déjà-vu, denn nach der Finanzkrise von 1929 passierte genau das Gleiche. Vertrauen ist jedoch die Basis einer funktionierenden Demokratie und Ökonomie. Dort, wo sich Menschen misstrauen, ziehen sie nicht an einem Strang. In der Globalisierung gibt es so viele Skandale, weil sich Produzenten, Händler und Verbraucher nicht persönlich kennen. Die Krise der Demokratie und die Finanzkrise sind Ausdruck einer Vertrauenskrise. Um sie zu überwinden, müssen die Demokratie und der Markt dort neugegründet werden, wo sich Vertrauen bilden kann – und das ist dort, wo sich Menschen im Alltag persönlich begegnen können, nämlich im Lokalen. Virtuelle Räume und social communities reichen für die Bildung und die Pflege von Vertrauen nicht aus, es bedarf physischer Räume der Begegnung dafür. Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, wo sich Produzenten, Händler und Konsumenten persönlich kannten – und diese engen Beziehungen waren die beste Garantie für die Qualität der Produkte, dort brauchte man keine Werbung um Vertrauen vor zu täuschen.

Schon in derselben Straße wohnt die Vielfalt; schon in derselben Straße haben die Anwohner verschiedene Vorstellungen vom Guten Leben: Junge Menschen hören gerne laute Musik, ältere Menschen wollen lieber die Ruhe; Autofahrer wollen lieber mehr Parkplätze, Fußgänger freie Bürgersteige. Manchmal schimpfen diese Gruppen übereinander, aber wie wäre es, wenn sie sich persönlich begegnen und die eigene Straße als gemeinsame Wohngemeinschaft betrachten? Wie wäre es, wenn sie sich an einen Tisch setzen und sich die Frage stellen: Wie wollen wir in unserer Straße zusammen leben?

Das „Gute Leben“ ist kein statisches vordefiniertes Konstrukt, sondern muss schon in einer Straße ständig verhandelt werden. Schon in der eigenen Straße kann man die Demokratie und die Integration lernen, leben und üben. Die Stadt kann als Gemeingut betrachtet und behandelt werden, vorausgesetzt die Anwohner/innen reden und kooperieren miteinander.

Ein weiterer wichtiger Punkt: Vertrauen bildet sich eher in kleineren als in größeren Gruppen, deshalb brauchen wir für eine nachhaltige Transformation und die Integration eine Dezentralisierung – viele vernetzte kleine Gruppen. In einer kleinen Straßennachbarschaft bringen sich Menschen eher aktiv ein, als bei einer großen Stadtversammlung.

2) Die räumliche Nähe ermöglicht eine Sinnlichkeit, ein selbst Erleben.

Im Lokalen, vor der eigenen Haustür, muss ich über die Integration und das Gute Leben nicht bloß reden: Ich kann sie selbst gestalten. Ein positiver Nebeneffekt: Während beim Reden vor allem Akademiker auftreten und sich dabei profilieren, ist die Sprache der Gestaltung inklusiver. Weil ich das Ergebnis meines Handelns im Lokalen unmittelbar erlebe, ist das ein zusätzlicher Anreiz. Ich gehe mit dem Handeln verantwortlicher und bewusster um, wenn ich das Ergebnis unmittelbar erlebe.

Auch hier kann die Kulturarbeit ansetzen. Während die verbale Kommunikation vor allem Distinktion und Fokussierung schafft, lassen sich die Menschen am besten auf der Gefühlsebene zusammenbringen (s. Eisberg-Modell).

Zu den Bausteinen der Praxis...

1) Von der Familie lernen.

Wenn wir das Gute Leben lernen wollen, dann hat jeder von uns in der eigenen Familie wichtige Dinge gelernt, zum Beispiel über eine besondere Form der Ökonomie: die Schenkökonomie (M. Mauss). Die Schenkökonomie kommt ganz ohne Geld aus, innerhalb der Familie gibt es kein Privateigentum, sondern vor allem Gemeingüter, die geteilt werden: Kühlschrank, Auto, Fernsehen, Bücher, Essen, Werkzeuge, alles wird geteilt – und was geteilt wird, muss nicht zwei Mal gekauft werden. Das Teilen führt dazu, dass die Umwelt und das Klima weniger belastet werden. Nun stellt sich bei der Nachhaltigkeit und der Integration die Frage, wie wir den sozialen Kreis, in dem die Schenkökonomie praktiziert wird, erweitern können – zum Beispiel auf die Nachbarschaft. Die „Sharing Economy“ war bis in die 1970er für viele von uns der Normalfall: Das, was man Zuhause vermisst hat, musste nicht unbedingt gekauft werden, sondern man holte es sich bei den Nachbarn.

Wenn wir den Kreis erweitern wollen, indem die Schenkökonomie praktiziert wird, müssen wir uns fragen, wie sich die menschlichen Beziehungen innerhalb der Familie von den Verhältnissen außerhalb der Familie unterscheiden: Genau, es liegt wieder am Vertrauen! Da wo Vertrauen herrscht, zum Beispiel unter Freunden, braucht man kein Geld und keine Verträge. Wie wird Vertrauen in der Familie gepflegt? Mindestens zwei Zutaten sind notwendig:

- *Raum als Gemeingut:* Jede Gemeinschaft, jede Nachbarschaft, braucht einen physischen Raum, der als Gemeinschaftsraum dient und selbstverwaltet wird. In der Familie gibt es eine gemeinsame Küche, ein gemeinsames Wohnzimmer...

Genauso braucht das Wohlbefinden der Menschen im Quartier und in den Gemeinden nicht nur sanierte Wohnungen und Geschäfte, sondern auch soziale Aufenthaltsräume bzw. gemeinsame Freiräume, die selbstverwaltet werden. Am „Tag des guten Lebens“ werden Straßen und Plätze in einem ganzen Quartier zu selbstverwalteten Räumen

umgewandelt, in denen die Schenkökonomie praktiziert wird. Eigentlich sollte es in jeder Straße einen gemeinsamen bedeckten Raum geben, der unabhängig vom Wetter genutzt werden kann. Damit könnten das Miteinander-Teilen, die politische Partizipation, die Integration und die Lebensqualität enorm gefördert werden.

- Die zweite Zutat sind gemeinsame *Rituale*, so trifft sich jede Familie beim Mittag- und beim Abendessen am Tisch, oder bei bestimmten Festivitäten. Was können Rituale in der Nachbarschaft sein, um die Gemeinschaft zu pflegen?

Es muss nicht immer um das gemeinsame Essen gehen, es kann auch um Kunst, Sport oder Politik gehen. Man kann Theater oder Lesungen im Wohnzimmer realisieren. Der „Tag des guten Lebens“ ist auch ein nicht-kommerzielles Ritual, um den sozialen Zusammenhalt jenseits von sozioökonomischen und kulturellen Unterschieden zu pflegen.

Ich habe hier die Familie und das Dorf als Vorbild thematisiert, doch ich wollte irgendwann aus diesen Formen von Gemeinschaft weg. Was ich dort oft vermisst habe, war die Weltoffenheit. Weltoffene Gemeinschaften, die Vielfalt ertragen statt hemmen, das ist die größte Herausforderung – aber auch die größte Chance für ein gutes Leben, in dem sich jeder von uns persönlich entfalten kann, ohne dafür ausgegrenzt zu werden.

2) Selbstermächtigung (Empowerment), Selbstmachen, soziale Plastik (Joseph Beuys).

Bisher hat man uns beigebracht, dass die Regierung, die Stadtverwaltung, die Wissenschaft oder der Markt für unsere Probleme zuständig sind, wir sind eben Kunden oder Konsumenten. Wenn unsere Probleme nicht gelöst werden, haben wir das Recht zu protestieren und uns über nicht funktionierende Stadtverwaltungen zu beschweren. Ich plädiere dafür, diese Einstellung zu ändern. Wir sollten die Stadt nicht mehr konsumieren, sondern *selbst machen*. Jeder von uns ist kreativ, jeder von uns hat Kompetenzen und ein Wissen über das eigene Quartier. Warum dieses Potential nicht nutzen? Wir müssen niemanden bitten, den ersten Schritt der Transformation und Integration zu machen: Wenn wir uns mit unseren Nachbarn zusammentun, können wir diesen Schritt selbst tun. Die Mitarbeiter der Stadt, die Wissenschaftler oder die Migranten sind selbst unsere Nachbarn, warum es nicht gemeinsam anpacken?

Jeder Bürger kann die Mobilität in der eigenen Straße, die Energieversorgung oder das Zusammenleben im eigenen Viertel in die Hand nehmen und umgestalten. Man könnte vier Flüchtlinge in jede Straße aufnehmen und Integration als Nachbarschaftsaufgabe meistern.

Gerade in Zeiten der Globalisierung und der zunehmenden Flüchtlingsströme stellen sich viele Menschen die Frage, wo ist meine Heimat? Wo gehöre ich hin? Ich habe in den letzten Jahren

viele Gespräche geführt – und kann die Antwort so zusammenfassen: „Ich bin dort zuhause, wo ich mitgestalte und mitgestalten darf.“ Eine echte Integration ist deutlich mehr als eine Wohnung und eine Arbeit.

Vielen Dank!